

In welcher Gesellschaft wollen wir leben?

Eine Rezension über die Anthologie „Club der jungen Götter“

von Joscha Falck

Vor allem zu Zeiten wirtschaftlicher Spannungen und finanzpolitischer Schief lagen stellen sich Fragen nach dem Muster „Wo soll *das* eigentlich hinführen?“. Ganz konkret, indem man zum Beispiel über die Neuverschuldung oder die Belastung nachwachsender Generationen mit einer Rentengarantie ohne Gegenfinanzierungskonzept klagt. Oder man stellt schmunzelnd fest, dass General Motors mit Staatshilfen von 50 Milliarden US-Dollar nun doch wieder wettbewerbsfähig wird und die Bauern Afrikas, die ihren Beitrag zur Ernährung eines ganzen Kontinents leisten, finanzielle Unterstützung von 15 Milliarden US-Dollar durch die acht führenden Industrienationen erhalten. Man kann aber auch ganz allgemein fragen. Zum Beispiel, in was für einer Gesellschaft wir wohl morgen leben werden. Oder, – mit anderer Akzentuierung – in was für einer Gesellschaft wir morgen leben *wollen*. Haben Sie sich darüber schon einmal Gedanken gemacht?

Um eben diese Frage drehte sich ein literarisches Projekt der Aktion Mensch im Frühjahr 2006, dessen Endprodukt ich hier rezensieren möchte. Mit der Frage „In was für einer Gesellschaft wollen wir leben?“ wurden alle Bürgerinnen und Bürger dazu aufgerufen, die „Zukunft des Gemeinwesens mitzugestalten“ (Zirten 2009, S. 7), indem sie schriftliche Beiträge auf diese Frage einreichten. Das Ziel: Zivilgesellschaftlicher Austausch, zeitgenössisches Träumen und solidarisches Reflektieren. Entstanden sind dabei erstaunlich feinfühlig und durchdachte Texte über die Gesellschaft von morgen, über die Fortführung dieser Welt und auch über den Entwurf von Gegenwelten, die mich gelegentlich erschütterten. Nur, egal ob zynisch, heiter oder schwarzmalersisch, egal, ob an ein besseres oder schlechteres Ende gedacht wurde, jedes Ende ist „Ergebnis eines konkreten Handels, das heute beginnt“ (ebd., S. 9). Von über 600 Einsendungen wurden die 15 besten Erzählungen in einem Band der Gesellschafter Reihe mit dem Titel „Club der jungen Götter“ bei Zweitausendeins im April dieses Jahres veröffentlicht. Auszüge daraus sollen im Folgenden vorgestellt werden. Freilich soll dabei keineswegs der Anspruch erhoben werden, die Ge-

Der Begriff der „Utopie“ wird im Alltagsverständnis häufig verwendet, um den Traum von einer Sache, die sich nicht verwirklichen lässt, zu beschreiben. Wirft man einen Blick auf die Etymologie des Wortes ist dies nicht falsch, handelt es sich ja um die Zusammensetzung der griechischen Worte „u“ für die Verneinung und „topos“ für Ort. Utopie bedeutet demnach „Nicht-Ort“ oder „Nirgendland“ (Biesterfeld 1985, S. 139). Dieser Begriff taucht zum ersten Mal in einem Büchlein von Thomas Morus im Jahre 1516 auf, der von der besten Staatsform auf der Insel Utopia dichtet. Unvergessen sind zudem auch „Das Märchen vom Schlaraffenland“, Huxleys „Schöne neue Welt“ oder George Orwells düstere Anti-Utopie „1984“, um nur einige Beispiele zu nennen.

samtheit der 15 Einzelepisoden in all ihrer *couleur* wiederzugeben, sondern vielmehr, einen Einstieg in das Buch zu liefern.

Als gemeinsamer Nenner der meisten Geschichten dieses Bandes ist für mich die literarische Verarbeitung gegenwärtiger Herausforderungen aus Politik und Gesellschaft erkennbar – manchmal idealisiert, manchmal pervertiert. Dies sind Phänomene, wie sie uns Tag für Tag in den Nachrichten begegnen, wie z.B. die Gentechnik, der Klimawandel, die grenzenlose Vermarktung des menschlichen Lebens oder die Entwicklung von Putzrobotern, die uns den Alltag erleichtern sollen. Diese, aus dem Hier und Jetzt heraus gelösten „Gegenstände“, werden zur Idee einer neuen Welt, die z.B. einem Arbeitslager gleicht oder – in einer anderen Episode – zum Ausgangspunkt für einen Blick in die Zukunft „sichtbarer“ und „unsichtbarer“ Menschen. Sichtbar, wenn der Mann oder die Frau ökonomisch von Nutzen und unsichtbar, wenn er oder sie z.B. als Kind oder als RentnerIn schlicht „unbrauchbar“ ist. Vielleicht auch noch ein Satz zur Vermarktung: Eine Geschichte handelt von Menschen als Werbeträger, allerdings nicht in dem Sinne, dass deren Kleidung über persönliche Vorlieben oder ihre Firmenzugehörigkeit Auskunft gibt. Vielmehr trägt jeder Bürger ein Firmenemblem auf der Stirn und unterhält weite Teile seines Lebens mit diesen Werbeeinnahmen. Stupide Gedankenspielererei? Oder die konsequente Fortführung des zur Perfektion getriebenen Finanzkapitalismus mit seinem systemimmanenten Ausverkauf von Kindheit und Bildung ...? An anderer Stelle beispielsweise wird die demographische Entwicklung unserer Nation weitergedacht. Nicht nur durch die Gründung einer Greisenpartei, die wiederum in einer anderen Geschichte vorkommt, sondern vielmehr durch verebte Kommunikation zwischen den Generationen. Ich möchte diese Geschichte mit dem Titel „Schneckenangst“ von Muna Bering einmal herausgreifen, weil sie mich persönlich sehr nachdenklich gemacht hat.

Zirden, H. (Hrsg.)

**Club der jungen Götter.
Geschichten über die
Gesellschaft von morgen.
Eine Anthologie**
Frankfurt am Main:
Die gesellschaft.de bei
Zweitausendeins.
Taschenbuch: 192 Seiten
Verlag: Zweitausendeins
1. Auflage (April 2009)
ISBN-13: 978-3861508984



Die Protagonisten dieser Erzählung sind die drei Schulmädchen Olga, Anis und Lea im Alter von 13 Jahren und der kleine Bruder von Olga, Viktor. Sie machen sich eines Nachmittags auf den Weg in eines der unzähligen Altenviertel am Rande der Stadt. Sie wollen dabei zum einen der Frage nachgehen, ob die Schnecken wirklich derart zusammengedrängt hausen und vor sich hin vegetieren und zum anderen dem Phänomen der Altersarmut auf die Spur kommen. Oder, ob es sich am Ende so verhält, dass die Schnecken – wie Mama immer sagt – nur so tun, als ob sie arm wären und heimlich Geld horten. Sie ziehen also los und schleichen sich an eine Schneckenwohnung heran, um dort einzusteigen, werden erwischt und flüchten in Panik vor den Klauen der alten Menschen. Unglücklicherweise kommt Viktor bei der Flucht nicht über das Balkongeländer und muss zurückgelassen werden. Schließlich doch vom schlechten Gewissen getrieben, nehmen sich die Freundinnen vor, Viktor zu befreien und gehen – sich gegenseitig Mut machend – zurück zur Wohnung der Schnecken. Dort finden sie Viktor quietschvergnügt zwischen einigen klapprigen Greisen bei einem großen Glas Limonade und geraten in Erklärungsnotstand. Nachdem sie sich mit einer vermeintlichen Mutprobe aus der Affaire ziehen konnten, nehmen sie den seligen Viktor wieder mit



©Foto: Klaus-Uwe Gerhardt/www.pixelio.de

auf den Heimweg, der neben einem Holzpanda noch einen bunten Würfel geschenkt bekommen hatte. Als die Mädchen diesen als Kultgegenstand erkennen und über den Verkauf im Internet nachdenken, wehrt sich Viktor entschieden dagegen, hält sein Andenken fest an seine Brust und formuliert den Schlusssatz der Geschichte: „Das sind *meine* Sachen, *meine* Schätze aus der Schneckenwohnung! Dass ihr keine habt, ist eure eigene Schuld!“ (ebd. S. 52).

Nachdem ich diese Geschichte gelesen hatte, stellte sich mir vor allen anderen folgende Frage: „Welche unzähligen Schätze gehen tagtäglich dadurch verloren, dass wir uns nicht mehr verständigen können?“ Und dabei spielt es keine Rolle, ob wir es mit einem Plädoyer für die Kommunikation zwischen den Generationen zu tun haben oder mit verschiedenen Völkern, die sich nicht an einen Tische setzen können, sozialen Milieus, die nichts miteinander zu tun haben wollen oder Ehepartnern, die zwar reden, sich aber nicht mehr hören können. Egal, wo ich hinsehe, überall gibt es einen kleinen Viktor als Mahner, als Versöhner, als Gewissen. Vielleicht ist der größte Verlust post-moderner Lebensformen der der gemeinsamen Verständigung. Ich habe diese Geschichte nicht nur in Bezug auf unsere älteren Mitbürger gelesen, sondern auch als ein Plädoyer dafür, Sinnressourcen nicht immer nur in kategorisierter Gemeinsamkeit, sondern in der Verschiedenheit der Menschen zu suchen.

Viktor, um einmal bei der Funktion des kleinen Jungen zu bleiben, ist darüber hinaus nicht nur Baustein dieser Geschichte. Er verkörpert die Kernaussage der Anthologie „Club der jungen Götter“ als vorsichtig erhobener Zeigefinger, ja als sensible Analyse unserer Zeit. „Club der jungen Götter“ ist ein Buch, das wohl wenig Popularität erlangen wird und dennoch eine wertvolle Sammlung über Ängste, Wünsche und Sehnsüchte progressiver Mitmenschen der Gegenwart darstellt. Und – das ist mir als Schlusswort besonders wichtig – es spiegelt Solidarität. Solidarität unter all denen, die sich eine bessere, sozialere und gerechtere Gesellschaft wünschen und die Augen vor den Problemen dieser Tage nicht verschließen.

„(...) eine Utopie ist dadurch nicht entwertet, dass wir nicht vor ihr bestehen. Sie ist es, was uns im Scheitern noch Wert gibt. Sie ist unerlässlich, der Magnet, der uns zwar nicht von diesem Boden hebt, aber unserem Wesen eine Richtung gibt in schätzungsweise 25 000 Alltagen. Ohne Utopie wären wir Lebewesen ohne Transzendenz“ (Frisch 1983, S. 336).



Literatur:

- Biesterfeld, W. (Hrsg.) (1985): Arbeitstexte für den Unterricht. Utopie. Stuttgart: Philipp Reclam Universalbibliothek.
- Frisch, M. (1983): Wir hoffen. Rede zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1976. In: Schmitz, W. (Hrsg.) (1983): Max Frisch. Forderungen des Tages. Portraits, Skizzen, Reden 1943-1982. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Ziriden, H. (Hrsg.) (2009): Club der jungen Götter. Geschichten über die Gesellschaft von morgen. Eine Anthologie. Frankfurt am Main: Die gesellschaftler.de bei Zweitausendeins.

Über den Autor

*Joscha Falck (*1987) machte 2006 Abitur in Neuendettelsau und studierte zunächst Sozialpädagogik für das Lehramt an beruflichen Schulen, dann die Fächer Sozialkunde, Deutsch, Geschichte und Sport für das Lehramt an Hauptschulen an der Universität Bamberg. Dort ist er als Erstsemester-Tutor, sowie als Hilfskraft am Lehrstuhl für Schulpädagogik tätig. Er ist Mitglied der AUSWEGE-Redaktion und Vorstandsmitglied der GEW Ansbach für studentische Angelegenheiten.*

Kontakt:

JoschaFalck@gmx.de